

McIntosh | Weißsein als Privileg

[Was bedeutet das alles?]

Peggy McIntosh

Weißsein als Privileg
Die Privilege Papers

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Yasemin Dinçer
Nachwort von Markus Rieger-Ladich

Reclam

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK Nr. 14358
2024 Philipp Reclam jun. Verlag GmbH,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen

© Für die übersetzten Texte: Routledge, New York. *Routledge is an imprint of the Taylor and Francis Group, an informa business.*
Copyright 2020 Peggy McIntosh

Gestaltung: Cornelia Feyll, Friedrich Forssman
Druck und Bindung: Esser printSolutions GmbH,
Untere Sonnenstraße 5, 84030 Ergolding
Printed in Germany 2024

RECLAM, UNIVERSAL-BIBLIOTHEK und
RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK sind eingetragene Marken
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
ISBN 978-3-15-014358-2

Auch als E-Book erhältlich

www.reclam.de

Inhalt

Ein Brief zu den *Privilege Papers* 7

- 1 Weiße Privilegien und männliche Privilegien:
ein persönlicher Bericht über das Erkennen von
Übereinstimmungen durch die Arbeit in den Women's
Studies (1988) 27
- 2 Weiße Privilegien: den unsichtbaren Rucksack
auspacken (1989) 52
- 3 Ein paar Anmerkungen zur Vermittlung meiner *White
Privilege Papers* (2004/18) 64
- 4 Auszug aus »Weiße Privilegien, Hautfarbe und
Kriminalität: ein persönlicher Bericht« (1998) 70
- 5 Auszug aus »Weiße Privilegien: ein Konto zum
Ausgeben« (2009) 89
- 6 Wenn Weiße sich mit *Race* auseinandersetzen:
die Mythen aufdecken, die Rassismus aufrechterhalten
(2009) 100

Quellen zu den *Privilege Papers* 111

Nachwort

Protokoll einer schmerzhaften Selbstbefragung 115
Zu dieser Ausgabe 134

Ein Brief zu den *Privilege Papers*

Liebe Leserin, lieber Leser,
wann immer ich über Privilegien spreche, lautet hinterher die häufigste Frage aus dem Publikum: »Wie kam es dazu, dass Ihnen spezifisch weiße Privilegien auffielen?« Für den Fall, dass es auch Sie interessiert, werde ich diese Frage im Folgenden beantworten. Es ist keine angenehme Geschichte, aber sie hat mein Leben ungemein zum Besseren verändert. Was daran so unangenehm war? Aus dem Gleichgewicht zu geraten, meine wichtigsten Annahmen über mich selbst und über andere Menschen über Bord werfen und mein Gefühl dafür, wer, was und wo ich bin, anpassen zu müssen. Aber letzten Endes haben diese Veränderungen mein Leben auf ein neues, besseres Fundament gestellt.

In drei aufeinanderfolgenden Jahren (1982 bis 1985) kam es an meiner Arbeitsstelle, dem Wellesley College Center for Research on Women, in einem von mir geleiteten Seminar zu einer Art Streit zwischen den Männern und Frauen. Die Teilnehmer:innen des Seminars waren Hochschul-lehrer:innen aus ganz New England sowie aus New York, New Jersey und Connecticut. Wir trafen uns während eines Studienjahres einmal im Monat. Die Männer, die an diesen Seminaren teilnahmen, waren nette Menschen und obendrein mutig, schließlich kamen sie an ein Frauencollege, um über unser feministisches Thema zu diskutieren: die aktuelle Frauenforschung und wie diese in alle *Liberal-Arts*-Disziplinen eingebunden werden könnte, darunter auch Mathematik und Naturwissenschaften.

Jeden September begannen wir in bester Verfassung mit zweiundzwanzig Männern und Frauen, die einander wert-

schätzten und die allesamt dieses unendlich interessante Thema wertschätzten. Jedes Jahr beschrieben ein paar von uns Hochschullehrer:innen, wie wir Materialien zu Frauen bereits in unsere Kurse am College einfließen ließen. Aber jedes Jahr stellten auch ein paar der Frauen die Frage, weshalb wir Materialien zu Frauen nicht bereits in die Einführungskurse integrieren konnten.

Damals machte ich mir eine Menge Notizen. Ein Mann beantwortete diese Frage folgendermaßen: »Wenn man versucht, die Grundsteine für Wissen zu legen, hat *soft stuff* [etwas Schwammiges oder Weiches] keinen Platz.« Wie alle anderen von uns hatte er viele Bücher und Artikel in Fachzeitschriften über Women's Studies gelesen, aber sein Kommentar zeigte, dass er nach wie vor alles, was mit Frauen zu tun hatte, als *soft* empfand. Er war ein ausgesprochen netter Mann. Ich schrieb seinen Kommentar auf. Niemand von uns stellte das von ihm gebrauchte Wort *soft* infrage.

In dem Seminar zwei Jahre darauf sagte eine Dozentin, sie wolle nicht, dass Studierende auf ein feministisches Seminar im letzten Studienjahr warten müssten, um Materialien zu Frauen zu lesen. Daraufhin erklärte ein weiterer sehr netter Mann, weshalb Materialien zu Frauen in Kursen für Studienanfänger:innen nicht berücksichtigt werden könnten. Er sagte: »In diesem ersten Jahr versuchen die Studierenden, sich für ein Hauptfach zu entscheiden. Das ist ihre Disziplin. Wenn Studierende so denken sollen, wie ihr Fach es vorsieht, haben Extras keinen Platz.« Liebe Leserin, lieber Leser, sollten Sie vor den siebziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts geboren worden sein, wird es Sie wohl kaum wundern, dass niemand der zweiundzwan-

zig Hochschullehrer:innen in der Gruppe seine Wortwahl infrage stellte. Dieser Mann war, wie jeder andere Mensch in der Weltgeschichte, von einer Frau geboren worden, aber irgendwie war er so gepolt, dass er die Person, die ihn geboren und ihm sein Leben geschenkt hatte, als ein »Extra« betrachtete. Ich fragte mich, was wohl mit seinem Verstand angestellt worden war, dass er unsere Hälfte der Bevölkerung ausblendete. Da mir die Worte fehlten, schrieb ich auch seinen Kommentar lediglich auf.

Allerdings hatte ich damals das Gefühl, ich müsse mich entscheiden, ob diese Männer nett oder aber unterdrückend waren. Ich wusste, dass sie nette Männer waren und mutige obendrein, da sie dieses fünfstündige feministische Seminar besuchten und jeden Monat viele Stunden für die An- und Abreise aufwendeten. Ich *wusste*, dass sie nett waren, aber ihre Kommentare führten dazu, dass ich mich unterdrückt *fühlte*. Mir war noch nicht in den Sinn gekommen, dass Menschen nett (sogar mutig) und unterdrückend zugleich sein konnten. Ein paar Jahre lang verwirrte mich dieser Umstand, aber dann erinnerte ich mich plötzlich zurück an das Jahr 1979, als ich das Statement des Combahee River Collective von 1977 gelesen hatte. Darin erklärten die brillanten schwarzen Wissenschaftlerinnen und Aktivistinnen, »dass die Hauptunterdrückungssysteme miteinander verschränkt sind« (The Combahee River Collective 2019, S. 48). Weiter schrieben sie:

Ein Thema, welches uns ein großes Anliegen ist und welches wir begonnen haben, in öffentlichen Räumen anzusprechen, ist Rassismus in der *weißen* Frauen*bewegung. Als Schwarze Feministinnen* wird uns ständig schmerz-

lich bewusst gemacht, wie wenig sich *weiße* Frauen* bemüht haben, ihren Rassismus zu verstehen und zu bekämpfen. Dies erfordert unter anderem, dass sie ein tieferes Verständnis von *Race*, Hautfarben und Schwarzer Geschichte und Kultur entwickeln. (Ebd., S. 59)

Sie implizierten damit, dass nicht *manche* weiße Frauen, sondern weiße Frauen *als gesamte Gruppe* in der Zusammenarbeit unterdrückerisch agierten. Ich hörte schwarze Frauen auf Konferenzen und in den Fluren der Colleges rund um Boston diese Empfindung teilen. Meine erste Reaktion, so erinnerte ich mich nun, war eine Art inneres Klagen gewesen: »Ich verstehe nicht, wie sie so etwas über uns sagen können – ich finde, dass wir nett sind.« Und meine zweite innere und unausgesprochene Reaktion war ganz und gar rassistisch: »Ich finde vor allem, dass wir nett sind, wenn wir mit *ihnen* zusammenarbeiten.«

Mir wurde nun bewusst, dass ich einen Dank dafür erwartete, wenn ich mit Menschen zusammenarbeitete, auf die herabzublicken man mich gelehrt hatte. War ich aus diesem Grund in der Zusammenarbeit unterdrückerisch? Ich brauchte zwei Jahre des Zauderns, ehe ich mich schließlich mit der Antwort abfand: Ja, ich war in der Zusammenarbeit mit schwarzen Frauen unterdrückerisch. Ich hatte meinen Rassismus zu verbergen gehofft, indem ich nett war – nein: sehr nett. Nun musste ich zugeben, dass mein Rassismus natürlich zu erkennen war. Mir kam der Gedanke, dass schwarze Frauen wahrscheinlich deshalb mit mir zusammenarbeiteten, weil ich es zumindest zu *versuchen* schien. An der University of Denver hatte ich schwarze Frauenliteratur gelehrt, aber ich hatte nichts darüber gelehrt, wie die

Systeme weißer Menschen die Härten und Bedingungen im Leben jener schwarzen Figuren und Autorinnen geschaffen hatten, auf die ich da meinen Blick richtete.

Mitte der achtziger Jahre erkannte ich also plötzlich diese hässliche Parallele zwischen dem unterdrückerischen Verhalten der männlichen Seminarteilnehmer und meinem eigenen rassistischen unterdrückerischen Verhalten. Das war ein unangenehmer Schlag in die Magengrube. Dann wurde mir klarer, wie es dazu gekommen ist, dass die Männer in den Seminaren so dachten. Ich kam zu dem Schluss, dass sie nette Männer waren, die einfach nur sehr gut gelernt hatten, was ihnen beigebracht worden war, nämlich einen langen Katalog von Annahmen, die sie (und ich) aus den Lehrplänen und aus der Gesellschaft aufgesaugt hatten: Männer verfügen über Wissen. Männer erschaffen neues Wissen. Männer veröffentlichen und behaupten Wissen, als Dozenten. Männer leiten die bekanntesten Forschungsuniversitäten. Männer leiten die größten Universitätsverlage. Und wir haben die Vorstellung verinnerlicht, dass Männer die Wissenden sind und das Wissen selbst männlich ist.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich angenommen, ich bekäme – anders als meine Kolleginnen of Color – für meine Arbeit an der Änderung des Lehrplans deshalb Fördergelder, weil ich bessere Förderungsanträge schrieb als sie. Nun verstand ich es plötzlich anders. Ich musste mich mit meinem eigenen langen Katalog an Annahmen über das Weißsein auseinandersetzen: Weiße Menschen verfügen über Wissen. Weiße Menschen erschaffen neues Wissen. Weiße Menschen veröffentlichen und behaupten Wissen, als Dozent:innen. Weiße Menschen leiten die bekanntesten Forschungsuniversitäten. Weiße Menschen leiten die größten

Universitätsverlage. Mir wurde bewusst, dass ich die Vorstellung verinnerlicht hatte, dass weiße Menschen die Wissenden sind und das Wissen selbst weiß ist.

Es war unerträglich. Dann begriff ich etwas, woran ich bis heute glaube – dass es hier nicht um Nettsein geht. Mir fiel auf, dass das Seminar selbst von der Andrew W. Mellon Foundation finanziert wurde und dass all die Menschen, mit denen ich bei der Stiftung zu tun gehabt hatte, weiß waren. Alle Menschen, mit denen ich bei welcher Stiftung auch immer jemals gesprochen hatte, waren weiß. Mir wurde bewusst, dass ich nicht nur das gesamte Wissenssystem auf meiner Seite hatte, sondern auch das Förderungsbewilligungssystem und das Geldsystem.

Das entlarvte die Meritokratie als bloßen Mythos. Ich war aufgewachsen mit diesem Mythos der Meritokratie, der zwei Teile hat. Zum einen: Die einzige Einheit der Gesellschaft ist das Individuum. Zum anderen: Was auch immer ein Individuum bis zu seinem Tod erreicht hat, muss das sein, was dieses Individuum gewollt, wofür es sich angestrengt, was es sich erarbeitet und was es verdient hat. Meine weißen Privilegien zu erkennen, zerstörte meine Annahme, ich hätte mir alles, was ich besaß, selbst erarbeitet.

Den nun aufkommenden Fragen wollte ich mich zwar lieber nicht stellen, aber ich glaubte, dass ich gerade etwas sehr Großes über mein Leben erkannt hatte: dass das Wissenssystem und das Geldsystem *für mich* arbeiteten. Also fragte ich mich, was ich ansonsten noch besaß, ohne es mir selbst erarbeitet zu haben. Mein bewusster Verstand weigerte sich, darauf zu antworten. Ich fragte erneut, dringlicher: »Was besitze ich im Gegensatz zu meinen schwarzen Kolleginnen am Wellesley College, ohne es mir erarbeitet

zu haben, abgesehen davon, dass das Wissenssystem und das Geldsystem auf meiner Seite sind?« Auch diesmal wollte mein bewusster Verstand, mit all seinen Abschlüssen und Auszeichnungen, nicht darauf antworten. Ich hatte es mir zur Angewohnheit gemacht, meinem Verstand Fragen zu stellen und von ihm Antworten zu bekommen. Diesmal verweigerte er sich jedoch. Mein Verstand sagte: »Dorthin werde ich mich nicht begeben«, oder: »Dort gibt es nichts zu sehen.« Doch eines Abends kurz vor dem Einschlafen, in dem Gefühl, mich wegen dieser Sache in einer spirituellen Krise zu befinden, schrie ich die namenlosen Mächte schließlich geradezu an: »Wenn ich im Gegensatz zu meinen schwarzen Freundinnen im Alltag noch über irgendetwas anderes verfüge, ohne es mir erarbeitet zu haben, ZEIGT ES MIR.«

Mitten in jener Nacht kam mir ein Beispiel in den Sinn. Es weckte mich. Ich schaltete das Licht an und schrieb es auf. Ich war sehr enttäuscht. Es kam mir trivial vor. Ich denke, ich suchte nach dem nächsten großen Ding, vergleichbar dem Geldsystem oder dem Wissenssystem. Die Notiz lautete: »Wenn ich es möchte, kann ich die meiste Zeit in der Gesellschaft von Menschen meiner eigenen *Race* verbringen.« Am nächsten Morgen schaute ich mir den Satz an und fand ihn noch immer trivial. Heute glaube ich, dass er ein Riesending ist. Diese Tatsache bewahrt mich davor, »die Einsame« oder »die Einzige« sein zu müssen. Mein Eindruck, sie wäre trivial, war ein sehr weißes Urteil. Diese Feststellung war das erste von sechsundvierzig Beispielen, die mir im Verlauf der nächsten drei Monate einfielen.

Wie ich im ersten, all jene sechsundvierzig Beispiele umfassenden *Privilege Paper* erklärte, waren die Sätze bis zum

nächsten Morgen wieder aus meinem Kopf verschwunden, wenn ich sie nicht sofort aufschrieb. Nichts davon wollte ich wissen. Ich schrieb Dinge auf, die ich nicht sehen wollte. Heute amüsiert es mich, dass mir die Beispiele voll ausformuliert und grammatikalisch korrekt in den Sinn kamen. Ich war früher einmal Englischlehrerin gewesen, was diesen Umstand zum Teil erklärt, aber er zeigt mir auch, wie dicht die Beispiele sich unter der Oberfläche meines Verstandes befanden – wie leicht erreichbar sie für mein Unterbewusstsein waren. Ich empfehle Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, genauso wie allen Studierenden, mit denen ich heutzutage spreche, Ihrem eigenen unterbewussten Verstand Fragen zu stellen. Ich denke, dass unsere formale Bildung das meiste von dem unterdrückt, was unserem unterbewussten Verstand auffällt. Als Kinder haben wir ein ausgeprägtes Gespür für Ungerechtigkeit und dafür, wie offenkundig Ungerechtigkeit im Leben und in der Schule ist. Aber in der Schule wird uns kaum etwas über rassistische Machtdynamiken beigebracht, und die wenigsten Eltern diskutieren ungezwungen mit ihren Kindern, Familien, Nachbar:innen, der Landes- bzw. Bundesregierung oder anderen Menschen auf der Welt über das furchtbare Thema rassistische Macht. Ich hatte nicht verstanden, weshalb schwarze Frauen uns weiße Frauen unterdrückerisch fanden, bis ich nach der Wahrheit *verlangte* und daraufhin davon träumte. Diese Quellen unterbewusster, unterdrückter Informationen lieferten mir Dutzende grammatikalisch korrekt und verständlich formulierte Beispiele aus meinem eigenen Leben.

Jedes Beispiel wurde von einer Stimme vorgetragen, die weder männlich noch weiblich war, und zwar so auf den

Punkt, dass daran nicht mehr gefeilt werden musste. Anders ausgedrückt belehrte mich diese Stimme über meine eigenen Erfahrungen. Die Stimme lud mich nicht ein, mir eine Geschichte auszudenken, sondern sie gab mir einfach Worte für das, was ich bereits wusste. Die Stimme kam meiner Aufforderung nach: »ZEIGT ES MIR!«

Nach etwa drei Monaten kamen keine Beispiele mehr. Eines Nachts hörte ich dieselbe Stimme, die mir die meisten der Beispiele gegeben hatte: »Du musst das aufschreiben und veröffentlichen. Das ist wahrscheinlich die wichtigste Arbeit, die du in deinem Leben vollbringen wirst.«

Ich schrieb meine Beispiele und meine Analyse davon auf und schickte das Manuskript an ein paar Freund:innen und Kolleg:innen in den Bereichen Women's Studies, Black Studies, Soziologie und Psychologie in verschiedenen Teilen des Landes. Sie rieten mir, es zu veröffentlichen. Aber das Working Papers Committee des Center for Research on Women, wo ich arbeitete, weigerte sich, den Aufsatz abzu drucken. Das Komitee erklärte, er sei »nur anekdotisch«, habe keine Fußnoten und sei somit keine richtige Forschungsarbeit.

Ich präsentierte meinen Aufsatz dennoch als Vortrag bei vielen Konferenzen und erhielt Anfragen aus verschiedenen Fachgebieten, ihn in Seminaren verwenden zu dürfen. Ich nahm 50 Cent für jede Kopie, die jemand anfertigte, fand jedoch, das Center könnte für uns alle Geld einnehmen, wenn es den Text veröffentlichte und 6 Dollar pro Exemplar verlangte. Im Jahr darauf suchte ich das Working Papers Committee also noch einmal auf, aber sie lehnten den Aufsatz erneut ab, wobei sie betonten, unsere Institution habe *für ihre Forschung* einen Ruf zu wahren, und eine persön-

liche Erzählung könne nicht als aussagekräftige Daten betrachtet werden. Ich verstand ihre Position, schließlich hatte ich alle meine Abschlüsse nach diesen akademischen Konventionen erhalten. Beispielsweise hatte ich in all den Arbeiten, die ich am College und am Graduiertenkolleg verfasst hatte, stets unpersönliche Formulierungen gewählt. Heute bin ich der Überzeugung, dass das Weglassen individueller Stimmen der Wissenserzeugung immens schadet.

Ich war überrascht, als dieselbe Stimme, die mir die meisten Beispiele gegeben hatte, mich etwa drei Monate nach der zweiten Ablehnung durch das Working Papers Committee weckte. Die Stimme sagte: »Freud hatte keine Fußnoten!« Ich bat darum, an einem weiteren der vierteljährlichen Treffen des Komitees teilnehmen zu dürfen, und erklärte, ich verstehe zwar ihr Dilemma, aber: »Freud hatte keine Fußnoten! Das hier ist ein Primärtext.« Sie blickten einander an, meine Kolleg:innen mit ihren Dokortiteln in Sozialwissenschaften, und sagten schließlich: »Okay.« Als Working Paper #189 [siehe S. 27–51] wurde der Text bald zu einem der bestverkauften Aufsätze des Centers, und bis heute steht er ganz oben auf der Liste, gemeinsam mit Nan Steins wichtiger Arbeit über Gendergewalt in Schulen und Gesellschaft. Er fügte den komplett weißen Lehrplänen der feministischen und der Männer-zentrierten Kurse eine notwendige weitere Dimension hinzu.

Kurz nach der Veröffentlichung des Papers bekam ich einen Anruf von der *Harvard Educational Review*, die es nachdrucken wollte. Ich stimmte zu, unter der Bedingung, dass die Herausgeber:innen auch einen Artikel einer Person of Color anforderten, die keine weißen Privilegien genießt. Sie behaupteten, sie hätten keinen Platz für einen

weiteren Artikel. Ich bot an, meinen Aufsatz um die Hälfte zu kürzen und den Platz zu teilen. Nach einer langen Pause hieß es, die *Review* veröffentliche keine »kurzen Artikel«, also lehnte ich das Angebot ab.

1989 fragte mich Roberta Spivek, die erfahrene Herausgeberin der Zeitschrift *Peace and Freedom* der Women's International League for Peace and Freedom, ob sie den Artikel verdichten dürfe. Sie reduzierte die Liste der Beispiele von sechsvierzig auf sechsundzwanzig und arbeitete auf brillante Weise die wichtigsten Punkte und Bilder aus meinem neunzehneitigen Paper heraus. Sie griff die Metapher des unsichtbaren Rucksacks aus dem Hauptteil des Aufsatzes auf und nannte den dreiseitigen Ausschnitt: *Weiß Privilegien: den unsichtbaren Rucksack auspacken* [siehe S. 52–63].

In den Jahren seit 1989 hat sich diese Arbeit für viele Leser:innen als nützlich erwiesen. Ich hatte nie erwartet, dass sie einen solchen Eindruck hinterlassen würde, insbesondere da ich mir ein kleines bisschen verrückt vorkam, als ich nach den Anweisungen meines Unterbewusstseins schrieb. Ich denke, das Geheimnis des Erfolgs von Roberta Spiveks *Rucksack*-Version liegt zum Teil darin, dass sie so kurz ist. Im Studium wird oftmals die Lektüre langer Artikel und Bücher als Hausaufgabe erteilt, wohingegen meine Leser:innen den Kern dieser Arbeit sehr schnell erfassen können. Im Nachhinein denke ich, die meisten Leser:innen werden angezogen von der sachlichen Qualität der einzelnen Beispiele für Privilegien, mit denen ich mein eigenes Erleben beschreibe. Ich spreche nicht für andere weiße Menschen, aber ich empfehle den Leser:innen, sich detailliert, distanziert und nüchtern anzuschauen, welche Vor-

und Nachteile es aus ihrer eigenen Perspektive gibt. Im Verlauf der Jahre haben mir viele Menschen erzählt, sie wüssten noch genau, wo sie saßen, als sie den *Rucksack* zum ersten Mal lasen. Manche sagen, der Text sei das Einzige, woran sie sich aus einem Kurs oder aus einem Hauptfach oder aus all ihren Jahren am College noch erinnerten! Ich finde die hohen Kosten für eine Collegeausbildung grauenvoll – aber ich habe das Gefühl, dass dieser kleine Aufsatz die Studiengebühren wert ist. Ich bin all den mutigen Dozent:innen dankbar, die ihn jemals als Hausaufgabe verteilt haben, und all den Menschen, die ihn jemals anderen gegeben oder empfohlen haben. Auch dreißig Jahre später weckt mein Bekenntnis noch immer in vielen Menschen die Bereitschaft, sich mit systemischer Ungerechtigkeit zu befassen, in einer Zeit, in der den meisten Amerikaner:innen noch immer beigebracht wird, es gebe bei ihnen gar keine Systeme der Ungerechtigkeit.

Weiße Menschen und People of Color haben mir aus sehr unterschiedlichen Gründen gedankt. Viele Weiße, insbesondere jene, die vor den sechziger und siebziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts geboren wurden, danken mir mit den Worten: »Über all das habe ich noch nie nachgedacht.« People of Color danken mir aus einem ganz anderen Grund – mein Paper bestätigt ihnen, dass sie nicht verrückt sind. Sie wussten schon vorher, dass etwas gegen sie arbeitet, das keine unverhohlene Diskriminierung ist, aber mein Paper lieferte ihnen Worte und einen konzeptuellen Rahmen, der ihnen bestätigte, dass ihre Erfahrungen echt waren. Als ich meine *White Privilege Papers* schrieb, hatte ich noch nichts von David Wellman oder seiner brillanten Studie *Portraits of White Racism* aus dem Jahr 1977 gehört.

Wellman lieferte darin die äußerst nützliche Erklärung von weißen Privilegien als einem System von Vorteilen, die auf *Race* basieren. Meines Erachtens verdient diese wichtige und analytisch scharfsinnige Studie der rassistischen Einstellung fünf weißer Amerikaner:innen eine größere Leser:innenschaft.

Mein ursprüngliches Paper aus dem Jahr 1988 beschrieb männliche Privilegien, weiße Privilegien und heterosexuelle Privilegien. Somit war die Analyse intersektional. Wenn ich zum Thema Privilegien unterrichte, suche ich nach Übungen zu diesen und vielen anderen Formen von Privilegien und Benachteiligungen. Diese Übungen ermöglichen es dem Publikum oder den Studierenden, sich mit dem Thema in seiner vielschichtigen Komplexität zu befassen, bei der es immer um Macht geht, ohne es aufgrund von Selbstvorwürfen, Scham oder Schuldgefühlen gleich wieder fallen zu lassen. Ich erinnere mein Publikum daran, dass wir uns die Systeme, in die wir hineingeboren wurden, nicht ausgesucht haben. Uns wird beigebracht, uns in sie einzufügen, oder wir werden dafür bestraft, wenn wir es nicht tun. Ich sage außerdem, woran ich glaube: Jeder Mensch wird in eine Kombination aus unverdienten Nachteilen und unverdienten Vorteilen hineingeboren. Niemand ist einzig und allein eine unterdrückende oder einzig und allein eine unterdrückte Person. In *Ein paar Anmerkungen zur Vermittlung meiner White Privilege Papers* [siehe S. 64–69] habe ich viele weitere Faktoren neben *Race* vorgeschlagen, die in Bezug auf Privilegien bzw. Benachteiligungen eine Rolle spielen können.

Beim Lesen der Essays über Privilegien, die ich in diesem Buch versammelt habe, mögen Sie sich in Augenblicke Ih-

rer Kindheit zurückversetzt fühlen, in denen Sie andere Kinder leiden sahen und Mitgefühl für sie empfanden. Höchstwahrscheinlich wussten die Erwachsenen nicht, wie sie mit Ihnen über die großen Muster der Grausamkeit, die Sie damals erkannt haben, reden sollten. Es ist buchstäblich zu schmerzhaft, um es in Worte zu fassen. Durch die Auseinandersetzung mit Privilegiensystemen mögen Sie wieder zu jenem früheren, klareren moralischen Gefühl zurückkehren und sich nun im Nachhinein womöglich auch in jene hineinversetzen können, die nicht mit Ihnen darüber sprechen wollten, wie Macht in unserer Welt funktioniert. Wenn Sie sich unerschrocken mit Privilegien auseinandersetzen, mögen Sie herausfinden, wie viel Macht Ihnen verliehen wurde durch die Umstände, in die Sie hineingeboren wurden, aber auch, wie viel Entmachtung Sie erfuhren, damit Sie »wissen, wo Ihr Platz ist«.

Wenn Sie sich fragen, wieso es um die *Race*-Beziehungen so schlecht bestellt ist, kann die Privilegienanalyse Ihnen verstehen und auch handeln helfen. Ich sollte damit beginnen, Folgendes anzuerkennen: Allein, die Vorstellung von Privilegien zum ersten Mal ernst zu nehmen, mag zunächst das Größte sein, wozu ein Mensch fähig ist, und alles, was ein Verstand fassen kann. Aber unser Verstand ist riesig, und wenn wir ihn relevant verändern, wird dies Millionen unserer täglichen Handlungen, Interaktionen und Entscheidungen beeinflussen. Ich hoffe, das ungeheure Ausmaß der Privilegien wird Sie nicht lähmen – Reflexion ohne Handeln –, sondern Sie werden jegliche Macht, die Ihre Privilegien Ihnen verleihen, nutzen, um gegen einige der Machtmissbräuche anzugehen, die unsere Leben und unsere Gemeinschaften tagtäglich prägen.

Wenn Sie sich fragen, warum die Welt so voller Unge-
rechtigkeit ist, mag die Analyse von Privilegien Sie noch
mehr entmutigen. Sie multipliziert die Formen von Unge-
rechtigkeit, die Sie beobachten werden. Aber sie kann Ih-
nen auch Ihre eigene politische Verortung in der Welt im
Verhältnis zu verschiedenen Variablen verdeutlichen und
Sie dazu anregen, Ihre Macht bewusster einzusetzen. Ich
hoffe, jede:r kann den Schaden sehen, der anderen Men-
schen von den Inhaber:innen von Privilegien zugefügt
wird, sowie den, den die Inhaber:innen selbst durch ihre
eigene Dominanz erleiden. Die Beschäftigung mit Privile-
gien lehrt mich, dass träge Gespräche über *Race* nicht genug
sind – die härteste und zugleich notwendigste Arbeit be-
steht darin, aktiv zu werden, um die rassistischen und öko-
nomischen Systeme zu schwächen, die mir so viele unver-
diente Vorteile verschafft haben. Für mich bestand diese
Aktivität hauptsächlich in der Mitentwicklung des National
SEED Project on Inclusive Curriculum, das ich im letzten
Teil dieses Buches beschreibe¹ und das in den vergangenen
drei Jahrzehnten meines Lebens von zentraler Bedeutung
gewesen ist.

Wenn Sie eine Person of Color sind, wird meine Arbeit
zu weißen Privilegien Ihnen in gewisser Hinsicht nichts er-
zählen, was Sie nicht bereits wissen. Sie werden schon Ihr
ganzes Leben lang von weißen Privilegien und deren Insti-
tutionen unterdrückt. Ich hoffe aber, dass meine Essays,
oder auch die von James Baldwin, W. E. B. Du Bois, des

1 Der gemeinte Text ist nicht Bestandteil dieses Buches. Das SEED
Project on Inclusive Curriculum (SEED = Seeking Educational Equity
and Diversity) bildet Lehrkräfte aus, in ihren Institutionen Semina-
re für mehr Gerechtigkeit und Diversität zu leiten (Anm. d. Übers.).

Combahee River Collective, von Audre Lorde oder Ta-Nehisi Coates, Ihnen dabei helfen werden, noch mehr von dem zu benennen, was an Ihnen nagt, und in die Köpfe derer zu schauen, die sich für moralisch überlegen halten. Ich hoffe, meine Essays werden Sie darin bestätigen, dass Sie nicht verrückt sind und dass Black Lives Matter eine essentielle, längst überfällige Korrektur der durch ungeprüfte weiße Privilegien aufgestellten Behauptung ist, schwarze Leben würden nicht zählen.

Wenn Sie eine weiße Person sind, ist das Weißsein Ihre Festplatte, aber Sie können eine neue Software entwickeln. Ich hoffe, meine Analyse wird Ihnen verstehen helfen, dass People of Color, die man uns zu fürchten, zu beherrschen und geringzuschätzen gelehrt hat, mutig sind, wenn sie ihren Ärger ausdrücken und eine gerechtere Welt für uns alle verlangen. Ich hoffe, meine Analyse wird Sie als Weiße:n dabei unterstützen, Erfahrungen, die vollkommen anders sind als Ihre eigenen, zu verstehen, nachzuempfinden und zu respektieren.

Den Essay *Weißer Privilegien, Hautfarbe und Kriminalität* [siehe S. 70–88] schrieb ich 1998 als Reaktion auf die Empörung, die viele Weiße empfanden, als der berühmte afroamerikanische Sportler O. J. Simpson von der Anklage, seine Frau umgebracht zu haben, freigesprochen wurde. Ich hatte bereits miterlebt, wie viele Weiße von Verbrechen, derer sie beschuldigt worden waren, freigesprochen wurden, trotz überzeugender Beweise für ihre Schuld. Mir wurde bewusst, dass eines meiner weißen Privilegien darin bestand, dass andere (weiße) Menschen mir jegliche rechtliche Verteidigung zugestanden, die ich mir leisten konnte. Mein Essay *Weißer Privilegien, Hautfarbe und Kri-*

minalität liefert siebenunddreißig zusätzliche Beispiele für meine Privilegien in den Vereinigten Staaten im Zusammenhang mit Gerichtswesen, Polizei, Sicherheitssystemen und Recht. In vielerlei Hinsicht ist dieser Aufsatz über Hautfarbe und Kriminalität noch erschütternder als meine ersten Aufsätze über Privilegien, und zwar aufgrund der Macht des Rechtssystems, Menschen auf eine illegale und verfassungswidrige Weise zu zerstören. Die Gesetze werden auf ungerechte Weise genutzt, um das Eigentum und die Sicherheit weißer Menschen zu schützen. Viele People of Color führen ein Leben in Angst vor dem angeblichen Beschützer, als befänden sie sich in einer von Gewalt geprägten Beziehung mit einer Autoritätsperson – in der man jederzeit von dem Gewalttätigen umgebracht werden könnte. Die Black-Lives-Matter-Bewegung zeigt beispielhaft, wie man sich diesem Missbrauch entgegenstellen und versuchen kann, die Machtbeziehungen grundlegend zu ändern. Das Mantra der Bewegung betont die relative Benachteiligung von People of Color, wenn sie mit den Gerichten, der Polizei, den Sicherheitssystemen und dem Gesetz zu tun haben, soll heißen, mit Orten, an denen People of Color derzeit an erster Stelle als Bedrohungen »zählen« und erst an zweiter Stelle als Bürger:innen (wenn sie Glück haben). Die Organisation gegen Polizeigewalt braucht das Engagement weißer Menschen, die unsere Macht nutzen, um die Chancen auf Gerechtigkeit in allen Communitys zu erhöhen.

Viele fragen: »Was kann ich nun mit meinen weißen Privilegien anfangen?« Auf die Bitte der Saint Paul Foundation in Minnesota habe ich in dem Essay *Weißer Privilegien: ein Konto zum Ausgeben* [siehe S. 89–99] ein paar Antworten

auf diese Frage formuliert. Die Stiftung organisierte in den neunziger Jahren eine beeindruckende Kampagne, um Rassismus in den Twin Citys [Minneapolis und Saint Paul] entgegenzuwirken. Man erklärte mir, Weiße bekämen bei der Lektüre meines Essays über weiße Privilegien ein schlechtes Gewissen und eine pessimistische Einstellung gegenüber den Vereinigten Staaten. Die Mitarbeiter:innen der Stiftung fragten mich, ob ich etwas schreiben könne, das mehr Bestärkung und Hoffnung vermittelt. Ich überschief diese Frage und wurde am nächsten Morgen von einer neuen Metapher geweckt: Weiße Privilegien sind wie ein Bankkonto, das mir bei meiner Geburt geschenkt wurde. Ich kann es nutzen, um das System zu schwächen, das es mir geschenkt hat. Und weil es um weiße Privilegien geht, wird es sich immer wieder füllen. Ich werde also niemals pleitegehen, wenn ich etwas von meinem Bankkonto weißer Privilegien ausbebe. Ich lieferte sechzehn Beispiele für Maßnahmen, die ich ergriffen habe, um weiße Privilegien zu reduzieren und Macht gerechter zu verteilen. Dieser Aufsatz lässt sich gut an weiße Personen weiterreichen, die von weißen Privilegien erfahren haben und nun fragen: »Was kann ich tun?« Allerdings handelt er von meiner eigenen Situation, nicht von ihrer, und sollte als Aufruf gelesen werden, ihre eigenen Umstände zu reflektieren und dort anzusetzen.

Später kam die Saint Paul Foundation erneut auf mich zu und erklärte, sie wolle vierzigtausend Menschen in ihre Antirassismus-Workshops bekommen. Bislang waren es nur viertausend. Wieso meldeten sich nicht mehr weiße Menschen an? Ich schrieb *Wenn Weiße sich mit Race auseinandersetzen: die Mythen aufdecken, die Rassismus aufrechterhalten* [siehe S. 100–110]. Die meisten Weißen wol-

len die Mythen, die weißen Menschen Macht verleihen, nicht aufgeben. Jeder der von mir benannten fünf Mythen basiert auf meinen eigenen Erfahrungen mit kulturellen Mythologien im weißen Amerika. Jeder dieser Mythen unterstützt weiße Privilegien, weiße Dominanz oder weiße Vorherrschaft. Sie wahren bei weißen Menschen ein Gefühl von Tugendhaftigkeit und Normalität und sind tief in der weißen Psyche verankert.

Ich bin froh, die *Privilege Papers* geschrieben zu haben, und ich freue mich, wenn Menschen beschließen, sich an Diskussionen über Privilegien zu beteiligen. Ich habe gesehen, wie viele Diskussionen zu emotionalen, gesellschaftlichen, politischen, institutionellen, rechtlichen und kulturellen Veränderungen führten. Wenn Sie meine Arbeit verwenden, bitte ich Sie, meine Beispiele nicht aus dem Kontext zu reißen – es geht in ihnen um meine persönlichen Erfahrungen vor dem Hintergrund eines systemischen Rassismus. Legen Sie Ihre eigenen Listen an. Versuchen Sie, gleichzeitig sowohl die individuelle als auch die systemische Ebene im Blick zu behalten. Weißen Menschen rate ich, nicht in Selbstvorwürfe oder Scham- oder Schuldgefühle abzudriften. Sie brauchen eine gewisse Gelassenheit, um Ihre auf *Race* basierenden Vorteile unter die Lupe zu nehmen ohne dabei eine Verteidigungshaltung einzunehmen gegenüber dem, was sie als einen Angriff von jenen, die Privilegien beschreiben, empfinden mögen. Meine Arbeit soll dazu beitragen, dass wir besser verstehen, wie wir in den Systemen unserer Gesellschaft und von *Race* dort gelandet sind, wo wir heute stehen, und was wir alle mit unseren unverdienten Vorteilen tun können, um die Welt gerechter zu gestalten.